

GROSSE KLEINE WELT

... Marcel Chassot fotografiert mit den genannten Objektiven an der Leica R6 und der R8, bevorzugt aus freier Hand auf Kodachrome 64, mit einem Zangenblitz als Lichtquelle (zwei seitlich positionierte Blitzgeräte). Wichtiger als diese technischen Details freilich ist dem Schweizer Autodidakten, der seit 40 Jahren fotografiert, sein ästhetisches Programm. So sei er durch seine Leidenschaft für die Makrofotografie irgendwann auch vom Ballettfieber fotografisch gepackt worden, als ihm schwante, wie sehr seine Art, die Dinge im Sucher zu arrangieren, der Ästhetik des klassischen Balletts entspräche. Hier wie dort geht es ihm um Reduktion und Harmonie: Beschränkung auf wenige Elemente, formal streng gestaltet nach Gesetzen stimmiger Linienführung und Flächenaufteilung. Abstrahieren, geometrisieren, ästhetisieren, so umschreibt er seine Leitidee und zitiert aus Leonardo da Vincis Philosophischen Tagebüchern: „Wenn man nur genau genug hinschaute, liesse sich eine bis ins Kleinste gehende mathematisch analysierbare Zusammenstimmung der Teile erblicken. Auf dieser Zusammenstimmung (concinnita) beruht die Schönheit der Welt ... Etwas als schön wahrzunehmen heisst, die sich in der Erscheinung offenbarenden Strukturgesetze zu erkennen.“

Gerade in der Hinwendung zum ganz Kleinen lasse sich ein Bild von Schönheit in Perfektion gewinnen, denn der Makro-Blick abstrahiert: „Störende, hässliche Bildelemente werden systematisch aus dem Blickfeld des Suchers gerückt; gezielter Einsatz der Schärfentiefe hebt das Wesentliche hervor, Unwesentliches zerfließt unscharf im Hintergrund; Ausschnitt und Perspektive bestimmen Proportionen und Aufbau nach mathematischen Gesetzmässigkeiten“, sagt Chassot.

Führt dieser Wille zur Perfektion nicht aber geradewegs in inhaltsleeren Formalismus? Was ist von einer Ästhetik zu halten, die bewusst ein vermeintlich Hässliches aus dem Blickfeld rückt und eine universelle Harmonie beschwört? Ignoriert sie nicht bei aller technischen Brillanz vielmehr die Komplexität der Phänomene, statt sie durch den Nahblick erst ins Bewusstsein zu heben? Ist Perfektion nicht überhaupt ein heikles, tendenziell diskriminierendes Konzept? Und ist die Abbildung einer Blume nicht eigentlich banal?

Doch kann man sich der Faszination, die von diesen Bildern ausgeht, nur schwer entziehen. Man empfindet sie unwillkürlich als „schön“. Warum ist das so? Chassot argumentiert, auch um selbst zu verstehen, was ihn antreibt, im Rahmen eines neurowissenschaftlich geprägten Modells von Kunst, das im Kunstwillen des Menschen eine tief im Gehirn verankerte evolutionäre Anpassungsstrategie sieht. Intelligenz ist ja auch ein Problem: Sie lässt nicht nur den Menschen sich selbst erkennen, sondern auch die Welt als Kontingenzraum wahrnehmen, deren Fülle von Optionen und Risiken zutiefst verunsichern kann. Die Erfindung der bildenden Kunst sei dabei als Mittel zu verstehen, Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, Vielfalt zu strukturieren und so auch zu kontrollieren. Muster werden identifiziert und mit universellen Emotionen verknüpft. Als schön empfunden wurde das, was nützt; der Schönheitssinn entspringt einer Mischung aus Instinkt und Erfahrung - so wie der Mensch gelernt hat, vor dem Geruch verdorbenen Fleisches zurückzuschrecken, so hat er etwa auch gelernt, Blüten als Indikatoren für den Reifegrad einer Frucht zu interpretieren. Und forthin Blüten und Blumen mit dem Attribut „schön“ belegt.

Es gibt Strukturen, zu denen man sich als Mensch ganz automatisch hingezogen fühlt. Symmetrie etwa steht in allen Kulturen ästhetisch hoch im Kurs, vielleicht weil ein symmetrischer Bau etwas ist, das Lebewesen von Nichtlebewesen unterscheidet. Kugeln, Kreise, Dopplungen, Schichtungen - die Natur durch derlei abstrahierende Muster lesbar zu machen

ebnete den Weg zur Ausdifferenzierung der Kunst als ursprünglich einer Technik, leicht erinnerbare Anhaltspunkte für komplexere Objekte zu geben, deren sichere Identifizierung fürs Leben bedeutsam waren. Gemäss einer derart universellen, in existentiellen Erfahrungen gründenden Ästhetik gefallen dem menschlichen Gehirn bestimmte Muster, weil es mit Belohnung verbunden ist, wenn man sie in der Umwelt wiedererkennt. Noch das sprachlose Erstaunen vor einem Sonnenuntergang ist ein Ausdruck jener Erfahrung, dass es sich auszahlt, die Zeichen der Natur lesen zu können, für die Nuancen des Lichts empfänglich zu sein und bei Schatten auch Gefahr zu assoziieren. Muster der Natur faszinieren, weil sie den Menschen an sein Menschsein erinnern. „Lassen wir also Faszination und Ergriffenheit zu, auch wenn ein Bild „nur“ schön ist.“ Marcel Chassots „Photokunst im Makrobereich. Kompositionen mit Licht und Farbe“ mit den hier gezeigten und vielen anderen Bildern erscheint demnächst als Buch.

LEICA FOTOGRAFIE INTERNATIONAL 3 / 2008, S. 28ff.